

Erste Schlacht bei Mülhausen - Teil 3

Aus den Erinnerungen des Oberleutnants Friedrich Th. Körner.

Er war Regimentsadjutant in einem badischen Regiment.

Es ist ein Sonntag, der 9. August. Endlich brechen wir gegen 7 Uhr morgens auf. Es ist ein klarer, schöner Tag, aber schon gegen Mittag unerträglich heiß, so dass der Hardtwald, der eine Glut ohnegleichen ausstrahlt, die ersten Opfer fordert.

Am feindwärts gelegenen Rande des Waldes wird unser Stab vorgeholt. Wir stehen zum erstenmal vor einem Gefecht. Der Feind hat sich auf den Höhen südlich von Mülhausen verschanzt, das XIV. Armeekorps soll von Norden und Osten umfassend angreifen. Unsere Division wird von Osten angesetzt.

Der Hardtwald verdeckt den An- und Aufmarsch ausgezeichnet. Es wimmelt in den Waldschneisen, Wegen und Pfaden von Fußvolk und Artillerie, von Patronenwagen und Feldküchen, von Kolonnen und Reitern. In langen Zügen, unentwirrbar und doch geordnet, werden die einzelnen Kolonnen angesetzt und marschieren unermüdlich. Dabei entwickelt sich ein ungemein buntes Kriegsbild. Autos fahren an uns vorbei und Motorradfahrer, Bagagen müssen Wege freihalten, Munitionswagen wollen nach vorne.

Auch die ersten Verwundeten kommen an uns vorbei. Die Tapferen waren als vorderste Patrouillen leicht verwundet worden und lagen nun auf Bauernwagen, auf denen sie nach rückwärts zu den aufgeschlagenen Verbandsplätzen gebracht wurden.

Es war gegen 4 Uhr nachmittags als wir die ersten Kanonenschüsse hörten. Sie waren nördlich von Mülhausen gefallen, wir wussten aber nicht, ob von Freund oder Feind. Der Kanonendonner wurde immer heftiger, anscheinend stand unsere andere Division schon im lebhaften Kampfe. Denn wenn wir hier und da einen freien Ausblick aus dem Walde hatten, sahen wir aus Häusern helle Flammen hochschlagen: es waren die Gebäude auf der Napoleonsinsel, die die Franzosen heftig beschossen, um den Unseren dort den Übergang zu verwehren. So mancher tapfere Pionier und Infanterist hat hier sein Leben lassen müssen.

Besonders erbittert tobte hier der Kampf in der Dunkelheit, als die Franzosen, die allmählich zurückgedrängt wurden, aus Häusern und Kellern zu schießen begannen, und oft Freund und Feind nicht zu unterscheiden war.

Inzwischen hatten sich unsere Batterien durch das Gewirr von Bäumen, von Wagen und Bagagen hindurchgearbeitet. Es war eine schwere Arbeit. Die Sechsgespanne konnten oft gar nicht Kehrt machen in den engen Waldschneisen, die Tiere waren wild und aufgeregte, und manchmal glaubte man, es käme keiner mehr heil und lebend aus diesem Waldgelände heraus.

Dabei begann es zu dunkeln. Es war halb acht Uhr geworden. Alles musste lautlos vor sich gehen, und doch durfte in diesem schwierigen Gelände die Verbindung nach rückwärts und untereinander nicht verloren werden. So war es endlich unter größten Anstrengungen und mit Aufgebot aller Kraft möglich geworden, zwei Batterien am Ostrand des Habsheimer Exerzierplatzes in Stellung zu bringen. Dieser Exerzierplatz, der im Frieden auch als Flugplatz gedient hat, lag vor uns als eine kahle Fläche, er wurde von den Franzosen, die auf den Höhen bei Rixheim und Habsheim standen, vollkommen beherrscht.

Trotzdem war der Angriff der Infanteriebrigade, die hier ihre Friedensgarnison den Franzosen wieder entreißen sollte, mustergültig. Die Infanterie trat um acht Uhr abends zum Angriff an. Im Norden tobte ein erbitterter Kampf, der Himmel war gerötet, und unablässig rollte und knatterte Kanonendonner, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zu uns herüber.

Nun begannen auch unsere Batterien zu sprechen und den Angriff der Infanterie zu unterstützen. Es wurde ein mörderisches Artilleriefeuer auf die Höhen gelegt, unter dessen Schutz unsere brave gelbe Brigade sprungweise Raum nach vorwärts gewann. Nun war es auch für unsere Batterien Zeit vorzugehen. In vollem Galopp folgten sie der Infanterie und beschossen immer heftiger die uns gegenüberliegenden Höhen. Bald brannte es überall. Aus Rixheim schlugen hohe Flammen empor, im Norden wurde das Ringen immer blutiger. Während die französische Artillerie uns weniger heftig antwortete, tobte der Kampf um die Napoleonsinsel immer wütender.

Die Flammen beleuchteten die vorrückenden Kolonnen gespensterhaft und grotesk, es war ein Vorwärtseilen und Laufen, ein Hin- und Herwogen, ein Rufen und Schreien, ein Brausen und Höllenlärm ohnegleichen.

Unauslöschlich und unvergesslich bleiben solche Eindrücke haften. Es sind Bilder, die sich tief in die Seele einprägen, Bilder, die man nach Jahren noch in ihrer Größe und Grauenhaftigkeit malen könnte, so wie man sie damals empfunden und erlebt hat. Auch die ersten Toten sahen wir, tapfere, brave Jungens, tüchtige Offiziere und liebe Kameraden. Sie alle hatten nicht ihr frühes Schicksal geahnt.

Während der Kampf um die Napoleonsinsel weitertobte, war es in unserem Abschnitt ruhiger geworden. Um 10 Uhr abends hatte unsere Infanterie die Höhen von Rixheim gestürmt. Auch unsere Artillerie hatte ihr Feuer eingestellt. An ein weiteres Vorrücken war in diesem Gewirr und in der stockdunklen Nacht nicht zu denken. Erst mussten die Verbände wieder geordnet, der Anschluss an die neben uns kämpfenden Truppen gesucht, Munition ergänzt, die Verwundeten geborgen werden und die durch die übergroße Anstrengungen ermüdeten Truppen ruhen. Hier konnte man auch jeden Augenblick von neuem auf den Feind stoßen, und überall umherirrende Infanteriekugeln belehrten einen, dass in so manchem Busch noch eine Rothose steckte.

Gegen 11 Uhr abends schlief der Kampf überall ein. Hier und dort lebte er während der Nacht wieder auf, einzelne Kanonenschüsse hallten in den Wäldern wieder, das Gewehrfeuer von Patrouillen und Streifkommandos kam überhaupt nicht ganz zur Ruhe.

Es brach eine kalte, regnerische Nacht herein. Sie war unvergesslich schauerlich. Langsam kehrte in die vom ersten Grauen erschütterten Menschen das Leben zurück, das Nachdenken und Erfassen alles dessen, was sie in den vergangenen Stunden gesehen hatten. Dann erst forderte die Natur ihr Recht, dann erst merkte man, dass man vollkommen erschöpft war, dass einen Durst und Hunger quälten. Und so mancher ist dort, in den nassen Wäldern, ohne Nahrung, ohne Zeltbahn, einfach neben seinem Gewehr oder seinem Geschütze niedergesunken und hat den Schlaf nicht erst lange suchen brauchen.

In den Wäldern flackerten hier und da, dem Gegner verborgen, Lagerfeuer auf. In ihrem Scheine wuchsen seltsame Gestalten empor, geheimnisvoll und grausig anzusehen. Müde und hungrig fanden sich dort Versprengte, Ermattete und Verwundete ein. Die ab und zu emporzüngelnden Flammen machten das Grauen, das auf ihren Gesichtern stand, noch verzehrender, noch leidenschaftlicher.

Sie sprachen nichts, sie sahen nichts, sondern sie grübelten, sie suchten nach einem Warum, sie wollten begreifen und wissen, ob der Mensch so viel Furchtbares wirklich erleben könne.

Und während wir diese Nacht zwischen Wachen und Halbschlaf verbringen, rollt es gespenstisch durch die Straßen von Mülhausen. Die Einwohner dürfen nicht an die Fenster. Sie dürfen nicht Zeuge sein, wie die französische Artillerie, die Kolonnen, die Bagage- und Munitionswagen nicht gen Norden oder Osten rollen, sondern wieder dahin zurück müssen, woher sie gekommen waren: nach Belfort, hinter die deutsche Grenze. Und jubelnd grüßten wir am 10. August Mülhausen als befreite Stadt.

Als es am Morgen dämmerte, marschierte unsere Infanterie und Artillerie in langen Kolonnen auf die Stadt zu. Mit Interesse sahen wir die Stellungen der französischen Geschütze und die Haufen von leeren Geschosshülsen, die sie dort abgefeuert hatten. Haufen von Brot und Hafer hatten sie uns zurückgelassen, über die sich die Unseren bald hermachten.

Im Trab ging es in die Stadt. Ich ritt mit meinem Major als erster hinein: wir zögerten zunächst, da die Straßen wie tot und verödet dalagen. Aber bald öffneten sich die Türen, und die verschüchterten Einwohner wagten sich wieder ins Freie. Sie bezeichneten zahlreiche Häuser, in denen sich noch französische Soldaten aufhielten, die sich gefangen geben wollten. Auch ein französisches Lazarett, in dem Schwerverwundete mit französischen Ärzten zurückgeblieben waren, fiel in unsere Hände.

Im weiteren Verlauf des Krieges kam das Regiment nach Baccarat an der Meurthe. Nach den schweren und verlustreichen Kämpfen um die Dörfer St. Barbe und Ménil, lag das Regiment viele Tage bei Ménil fest. Damals entstanden von einem Musketier über dieses unüberwindliche Standhalten ergreifende Verse. Er schrieb sie im Schützengraben auf einen Fetzen Papier. Sie sind so wahrhaft echt und wirken so erschütternd, weil der Tod an diesem Soldaten

schon tausendmal vorbeigeschritten war. Bei Ménil hat er ihn noch verschont, anfangs November bei La Bassée hat er seine Schwingen über ihn gebreitet.

Diese Verse haben zwar nicht unmittelbar mit der Front im Sundgau zu tun, wir möchten sie aber trotzdem hier wiedergeben, weil sie so ergreifend sind und damit sie nicht in Vergessenheit geraten:

Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr:
Im Schützengraben hinter Ménil
Da lagen wir hundert Stunden still.
Und durften nicht vorwärts, nicht ran an den Feind,
Wir hatten es nicht zu ertragen gemeint.
Und wenn die Granate uns pfeifend umbrüllt,
Mit Erdreich halb uns der Graben gefüllt,
Dann mussten wir liegen still und gebückt,
Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt,
Die Finger in ohnmächtiger Wut geballt,
Und dachten, kommt der Befehl nicht bald,
So brechen wir vor, komme was mag -
Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns die eiserne Disziplin.
Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden.
Dass der Hunger an unseren Kräften genagt,
Danach hat keiner weiter gefragt.
Nur eins das Herz schier zerrissen uns hat,
Wenn ein Sterbender stammelnd um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst ihm nicht stillen,
Den letzten flehenden Wunsch nicht erfüllen,
Alle Feldflaschen leer, keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr!